

Ich denke, also bin ich nun?

Meditationen über Descartes „Meditationes“

(K steht für A. Kemmerling, Ideen des Ichs)

Es wurden einige Kritikpunkte zu Descartes - zum Teil stichwortartig - zusammengestellt. Vorgegangen wurde im Wesentlichen nach diesem Prinzip.

Erkennt man einen Punkt in der Reihenfolge 1 ff an, erübrigen sich die Folgepunkte. Geht man also bereits von der Richtigkeit des Punktes 1 aus, so haben sich die Folgepunkte erledigt. Die Argumentation zu den Punkten 2 ff erfolgt demnach hypothetisch für den Fall, dass der Punkt 1 nicht anerkannt wurde. Entsprechend geht es weiter mit den Folgepunkten. Kursivdruck in Zitaten ist von mir, zur Hervorhebung.

1. Descartes „Ich denke, also bin ich“ meint: „Solange ich denke, bin ich.“ In dem Artikel „Der Irrtum Descartes: Denken ist keine Tätigkeit“ wurde ausgeführt, dass unsere Grammatik irreführend ist. Darin ist das Wörtchen „denken“ als ein Verb, als ein Zeit-wort ausgewiesen. So gehen wir ohne weiteres davon aus, dass sich das Denken in der Zeit vollzieht. Schaut man jedoch genauer hin, so sieht man, dass dies nicht der Fall ist. Denken besteht aus Gedanken. Der Gedanke ist das Gedachte. Das heißt, der Gedanke ist schon

immer zu Ende gedacht. Wäre er es nicht, so wüsste ich nicht um den Gedanken.

Denke ich, zum Beispiel, „Tisch“, so habe ich bereits „Tisch“ gedacht. Hätte ich es nicht, so wüsste ich nicht um den Gedanken „Tisch“. Der Gedanke hat eine Bedeutung. Ich denke nicht erst ein Viertel, dann eine Hälfte der Bedeutung „Tisch“. Die Bedeutung ist schon immer ganz, in seiner Vollendung gedacht. Das heißt, sie ist bereits zu Ende gedacht. Was zu Ende ist, gehört nicht der Gegenwart an. Es ist Vergangenheit.

Deutlicher wird das in der Formulierung: „Ich denke, also bin ich nun.“ Wie lang ist nun? Wenn ich „nun“ sage, habe ich es bereits gesagt. Das gesagte, gedachte Nun ist schon vergangen.

Um die Sache klarer in das Bewusstsein zu heben, lade ich zu einer inneren Beobachtung ein. Man spreche geistig oder laut einen Gedanken aus, zum Beispiel, den einfachen Satz: „Morgen gehe ich in die Stadt, um meinen Freund zu besuchen“. Während man den Satz sagt, lenke man die bewusste Aufmerksamkeit auf die Formulierung, die Artikulation eines jeden der einzelnen Worte, in der syntaktischen Reihenfolge der Worte.

Tut man dies in wacher Aufmerksamkeit, wird man feststellen, dass der Fluss der Sprache, des Gedankens ins Stocken gerät.

Psychologische Untersuchungen haben gezeigt, dass darin eine der Ursachen für den so genannten Stottereffekt liegt. Der Stotterer, die Stotterin wollen sich während des Sprechens des Sprechvorganges bewusst sein. So findet sich der Fluss der Sprache blockiert. Wenn sie dann zwischendurch die Aufmerksamkeit gehen lassen, die Sprache fließen lassen, entschlüpfen ihnen ein paar wohl geformte Worte, bis die fehlgelenkte Aufmerksamkeit den Prozess erneut blockiert.

Man kann nicht gleichzeitig etwas denken und sich des Gedankens bewusst sein. So ist uns das Denken nicht gegenwärtig. Um einen Gedanken, dem allgemeinen Sprachgebrauch entsprechend, zu „haben“, muss man ihn fertig gedacht haben, das heißt, man muss ihn gehabt haben. So ist der Gedanke stets von der Vergangenheit. Der Gedanke muss gedacht sein, um als Gedanke, als Gedachtes also, bewusst zu sein.

Wie ist das nun mit den Gefühlen, die Descartes zu dem Denken rechnet? Nehmen wir ein bestimmtes Gefühl, zum Beispiel, die Wut. Wieder lade ich zu einer inneren Beobachtung ein, die nunmehr das Wesen des Gefühls erhellen soll.

So frage ich: Was geschieht, wenn man auf einen Menschen Wut hat? Dafür stelle man sich leibhaftig einen Menschen vor, auf den man wütend ist oder war. Man wird sehen, da erhebt sich sogleich eine Flut der Gedanken, in denen sich die Wut entlädt:

„Ich möchte ihm die Augen...das Gesicht möchte ihm...doch nein, das tut man doch nicht, ich bin ja schließlich kein...doch ihn bloßstellen, das werde ich. Es folgt ein Wortgefecht, aus dem ich natürlich als Sieger hervorgehe, in dem Reich der Träume, in dem wir uns befinden.

Ja, so habe ich es ihm tüchtig gegeben, denke ich. Doch am Boden zerstört ist er noch nicht. So drängt es zu weiteren Helderachetaten, in denen sich die Wut entlädt.

Die Wut ist Gedanke der Wut. Es stellt sich die Frage: Bin ich mir der Wut bewusst, während die Gedanken der Wut dahinjagen? Die Antwort lautet: Nein, ich bin es nicht. Die Aufmerksamkeit steht in dem Banne der Gedanken. So ist sie nicht auf die Wut selber gerichtet.

Die Wut ist ein Gefühl, das sich in der Bauchgend abspielt, um den Solarplexus herum, über, unter dem Bauchnabel. Gelingt es die Aufmerksamkeit auf den Ort der Wut zu lenken, kommen die Gedanken zum Schweigen. Die Aufmerksamkeit kann nicht gleichzeitig auf den Ort der Wut und den Gedanken der Wut gerichtet sein.

Der Gedanke ist der Nährboden der Wut. Ohne wütende Gedanken gibt es keine Wut.

Ist die Aufmerksamkeit auf die Gedanken der Wut gerichtet, ist sie nicht auf die Wut gewandt. So ist da kein Bewusstsein von der Wut. Ist sie auf die Wut gerichtet, ist sie nicht dem Gedanken der Wut zugewandt. So ist da kein Bewusstsein von Gedanken der Wut. Ohne Bewusstsein von einem Gedanken, ist der Gedanke nicht da. So sind da nicht die Gedanken der Wut. Doch ohne diese kann die Wut nicht sein. Wut bedeutet Gedanke der Wut. Ohne Gedanke der Wut existiert die die Wut nicht. Lenken wir die Aufmerksamkeit auf die Wut, entziehen wir ihr den Gedanken der Wut, an dem sie sich nährte. So hungern wir die Wut aus, bis sie dahindarbt.

Wut ist Energie. Man betrachte nur einen Menschen, der wutschnaubend auf seinen Gegner losgeht. Was für eine Energie! Dabei handelt es sich um eine Energie, die sich als Wut äußert. Schwindet die Wut dahin, bleibt die Energie.

So bleibt die Energie, nur dass sich diese nicht als Wut äußert. So ist da keine Wutenergie. Ein Fluss von Energie ist da, den wir nicht an dem Gedanken der Wut festmachen können.

Für andere Gefühle – Trauer, Angst, Neid - gilt entsprechendes. Man lenke die Aufmerksamkeit auf das Gefühl, nehme es an, gehe in die Empfindung hinein, was unterschiedliche Worte für eine gleiche Sache sind. So löst sich die einzelne Empfindung in einem Energiestrom auf, der kein bestimmtes Gefühl mehr ist.

Wir können also festhalten, dass unsere Gefühle – die Wut, die Angst, die Trauer - uns nicht gegenwärtig sind. Lenken wir unser Bewusstsein auf das Gefühl, beginnt es sich zu wandeln, um schließlich ganz dahin zu schwinden. Da ist kein gleich bleibendes Gefühl, das wir als solches festmachen könnten. Auch wenn es um ein Gefühl geht, ist uns das Denken - im Sinne Descartes - nicht gegenwärtig.

Wie steht es nun mit dem Willen, den Descartes ebenfalls zu dem Denken zählt? Der Wille äußert sich als Gedanke, als das Gewollte, das wir begehren. Nehmen wir den einfachen Gedanken: Ich will in das Restaurant an der Ecke gehen, um ein vegetarisches Pizza zu verzehren. Da ist die Aufmerksamkeit auf das Gedachte, das Vorgestellte gerichtet, auf das Restaurant, die Pizza, die ich verzehren will. Nun wollen wir die Aufmerksamkeit von dem Gedachten abziehen, um sie auf den Willen selber zu lenken. Es macht die Sache einfacher, wenn man ein paar Mal das Wörtchen Wille, Wille wiederholt, um diesen zum Gegenstand der Aufmerksamkeit zu machen.

Ich frage, was ist da, während man das Wörtchen Wille in sich wiederholt? Nun, nichts ist da, auf das man seine Aufmerksamkeit lenken könnte. Das heißt, der Wille ist uns als solcher soweit gar nicht bewusst. So ist auch er uns nicht gegenwärtig.

Denkt man einen anderen Begriff, den Tisch, zum Beispiel, wird das Vorstellungsbild von einem Tisch aufleben, das sogleich entschwunden ist, um wieder zu entstehen, zu vergehen, während man erneut den Begriff Tisch gedacht hat. Da wird so ein Vorstellungsbild von einer Platte sein, mit vier Beinen darunter, so hoch, dass man, auf einem Stuhl sitzend, daran Platz nehmen kann. In anderen Gesellschaften kann das anders sein. So wird sich der Japaner ein Bild von seinem Tisch, dem shokutaku, machen, dessen Beine sehr viel kürzer sind, so dass man, auf dem Boden sitzend, daran Platz nimmt. Doch an was man auch bei einem bestimmten Wort denken mag, immer wird da ein Bild von dem Gegenstand sein. Sonst könnten wir ja nicht an den Gegenstand denken, ihn uns vorstellen.

Nun sage man wieder Wille zu sich, nur Wille, sonst nichts. Was kommt da? Nun, gar nichts kommt da. Was sollte auch kommen? Da ist kein Gedanke, kein Gefühl. So ist da nichts, an dem wir den Willen festmachen könnten. Des Gedankens sind wir uns bewusst *gewesen*, des Willens sind wir uns nicht einmal bewusst *gewesen*.

Wonach fragen wir also, wenn wir nach dem freien *Willen* fragen? Tatsächlich fragen wir nach etwas, über das wir nichts wissen, das uns nicht bewusst ist, nie bewusst gewesen ist. Man betrachte den Zusammenhang für einen Augenblick, um erst dann weiter zu lesen.

Ich komme zu dem Ergebnis, dass uns Gedanke, Gefühl, Wille – im Sinne eines Denkens, so wie Descartes es versteht – nicht bewusst sind.

„Solange ich denke, bin ich“, sagt Descartes. Doch ist da kein Zeitablauf, kein „solange“, kein gegenwärtiges Denken ist da, das sich vollzieht. So ist da nichts, über das wir zu dem „bin ich“, zu dem Ich Bin gelangen könnten.

Fragen, die von einem bewussten *Denkvorgang* ausgehen, erübrigen sich nach dieser Betrachtungsweise. So fragt es sich, zum Beispiel, nicht, ob ein Gedanke selbstbezüglich sein kann, weil da nichts gegenwärtig ist, auf welches er sich beziehen könnte. Zu infiniten Regressen, diesen Gedankenkreisen, welche die Literatur in Atem halten, kommt man auf diese Weise gar nicht.

Der Gedanke ist also das Gedachte. So ist das Denken des Gedankens stets von der Vergangenheit. Dabei wird der Gedanke nicht zur Vergangenheit. Dafür müsste er einmal Gegenwart gewesen sein. Doch ist das nicht der Fall. Der Gedanke ist von vornherein das Gedachte, das Vergangene. Eine Vergangenheit aber, die niemals Gegenwart gewesen ist, gibt es nach unseren sprachlichen Vorstellungen nicht. Das heißt, das Denken fällt aus unserer Sprache. Man kann jedenfalls mit Descartes nicht sagen: Solange ich denke, bin ich. Es lässt sich nicht sagen, weil es kein Denken gibt, das sich in der Gegenwart, das sich in der Zeit vollzieht. So kann man über das

Denken nicht zu der Evidenz des Ich Bin gelangen, so wie Descartes das postuliert. Damit wären wir mit Descartes bereits am Ende. Die Folgepunkte werden nur für die hypothetische Annahme gegeben, dass der Punkt 1 nicht anerkannt wird.

2. Ich, was immer man darunter verstehen mag, meint ein existierendes Ich. Ein nicht existierendes Ich würde sich an sich selber aufheben. Ich bin, ich existiere, heißt deshalb, das existierende Ich existiert. Das heißt, wir brauchen das „bin“ nicht in dem „ich bin“. Es reicht, Ich zu sagen. So gelangen wir zu der Formel: Ich denke, also Ich.

Dabei brauchen wir das „denke“ nicht, um die Existenz des Ichs auszuweisen, das bereits existiert. Das ergibt die Formel: Ich also Ich.

Descartes „also“ ist kein also. So bleibt Ich Ich. Ein Ich reicht. So löst sich das „Ich denke, also bin ich“ in sich selber auf. Was bleibt, ist Ich.

3. - Der Satz „Ich existiere`...ist unweigerlich wahr“ (K 111) –

Es handelt sich um einen Aussage-satz. Damit er wahr ist, muss es sich um eine wahre Aussage, also erst einmal um eine Aussage handeln. Doch sagt der Satz „ich bin“ nichts aus. Er enthält keinerlei Affirmation, weil diese die Möglichkeit ihrer Verneinung impliziert. Wo nichts verneint werden kann, kann nichts bestätigt werden.

„Ich bin nicht“ heißt, als existierendes Ich existiere ich nicht, was nicht möglich ist. So lässt sich das Ich bin nicht verneinen.

Ich bin heißt, als existierendes Ich existiere ich. So stellt das Ich bin fest, was immer schon feststeht, weil das Gegenteil nicht denkbar ist. Damit handelt es sich um eine aussagelose Aussage, was den Begriff der Aussage an sich selber aufhebt. Da wir es mit keiner Aussage zu tun haben, haben wir es auch mit keiner wahrheitsgemäßen Aussage zu tun.

Da kommt jemand zu mir und sagt: „ich bin“, weiter nichts, und das mit gewichtiger Miene. Man könnte denken, er hat nicht alle Tassen im Schrank. Doch ich denke es nicht. Ich weiß, er hat Descartes gelesen.

Was Descartes mit „bin“, mit „existiere“ meint, sagt er nicht. Doch meint er, dass das „existiere“ dem Ich etwas hinzufügt. Doch ist das nicht so, weil das Ich bereits ein existierendes Ich ist.

4. Nehmen wir – zu seinen Gunsten – an, das sei nicht so, das Ich existiere in dem Sinne noch nicht. Da kann auch das „existiere“ keine Existenz begründen. Es gilt hier das, was für das „vollkommene Wesen“ gilt, dem durch Hinzufügung der Existenz keine Existenz verliehen wird (der widerlegte ontologische Gottesbeweis)

Descartes meint, das „existiere“ fügt dem Ich etwas hinzu. Richtet Descartes in dem Satz *Ich bin* das Augenmerk auf das „existiere“, läuft das Ich im Hintergrund mit, wobei es sich in seiner Existenz bestätigt findet. Das aber kann nur so geschehen, weil das Ich bereits ein existierendes Ich ist. So tut Descartes nichts anderes, als die Existenz des Ichs zu bestätigen, was ihm nicht auffällt.

Ist die Aufmerksamkeit auf das Ich gerichtet, leitet sich aus dem Ich die Existenz her, denn wo das Ich ist, da muss Existenz sein. So leitet sich das eine aus dem anderen her, in einem selbst geschaffenen Zirkel, was Descartes nicht aufzufallen scheint. So enthält seine Argumentation ein unbewusstes Moment, das sich in die Sekundärliteratur fortsetzt. Das zeigen die nachstehenden Ausführungen.

- „Aus jedem Bericht, der mit Ich beginnt, folgt die Existenz eines Berichtenden.“ (K 112) –

Wäre da kein existierendes Ich, wäre da niemand, um ‚ich berichte..., ich denke...‘ zu sagen. Ohne Ich kein ‚berichte‘, kein ‚denke‘. Das Ich, das aus dem ‚berichte‘, dem ‚denke‘ *folgen* soll, ist bereits vorausgesetzt.

- Das „Ego existo“, das Ich bin ist eine „Einsicht“, die „impliziert, dass es das gibt, was sie unbestreitbar wahr macht: mich bzw. mein Ich“ (K 112) -

Es gilt dasselbe wie oben. Das, was impliziert sein soll, das existierende Ich also, ist bereits vorausgesetzt.

- „Die Existenz des Ichs ist die erste Gewissheit, zu der der Denker in dem Großen Zweifel gelangt. Diese Gewissheit lässt sich...erlangen...durch einen zwingenden Schluss aus einer...unbezweifelbaren *Selbstzuschreibung* (K 112) –

In der Selbstzuschreibung schreibe ich mir - dem Ich also - etwas zu. Es bedarf bereits eines existierenden Ichs, um dem Ich etwas zuzuschreiben. Wieder ist vorausgesetzt, was geschlossen werden soll.

„Ich bin“ gebrauchen wir in Konstruktionen wie ich bin groß, ich bin im Treppenhaus. Dabei könnte man das bin weglassen. Ich groß, ich im Treppenhaus ist verständlich. Ausländer reden oft so, um die Tücken der deutschen Grammatik zu vermeiden. Deutsche reden oft so mit Ausländern, um ihnen die Tücken der deutschen Grammatik zu ersparen. Eingehende Untersuchungen gibt es dazu in dem foreigner talk. Es gibt chinesische Sprachen, in denen Formen des Seins entbehrlich sind (wäre weiter auszuführen)

Was immer man nun unter „existiere“ verstehen mag, niemand kann existieren, ohne zu leben. So sollte man doch meinen. „Ich denke, also bin ich“ heißt „ich denke, also lebe ich“ Doch denke *ich*, - ich meine nun mich selber - weil ich lebe. Ich lebe nicht, weil ich denke.

Wie ist das mit dem Leben überhaupt? Das Leben ist da, ohne dass man dieses bedenkt. Immer ist es da, während die Gedanken kommen und gehen. Das Leben ist da, ohne dass wir dieses bedenken. So ist es kein Gedanke. Es ist auch kein Gefühl. Gefühle – die Angst, die Wut, die Trauer – sind dem Wandel unterworfen. Leben ist nicht dem Wandel unterworfen. Es trägt stets die Qualität des Lebens an sich, eben weil es das Leben ist. So ist es kein Gefühl. Es ist auch nicht der Wille. Dabei gibt es für uns nur Denken, Fühlen und Wollen. Das Leben fällt in keine dieser Kategorien. So können wir nichts darüber aussagen. Allgemein tun wir es auch nicht, weil keine Veranlassung dazu besteht.

So sagt niemand ich bin, ich existiere, ich lebe, es sei denn „leben“ ist als Metapher gemeint. So kann jemand „ich lebe“ sagen, um anzuzeigen, dass es ihm gut geht. Ich lebe mag jemand sagen, der als verschollen gemeldet war. So steht ich lebe für es geht mir gut, ich bin nicht verschollen. Doch ist in den genannten Fällen nicht die Tatsache der bloßen Existenz gemeint.

Ein Begriff, ein Gedanke besteht im Gegensatz zu dem, was der Begriff, der Gedanke nicht ist. Man kann sinnvoll von Leben reden, weil es den Tod gibt und umgekehrt. Man kann nicht sinnvoll sagen ich bin, lebe, existiere, weil man nicht sagen kann ich bin, lebe, existiere nicht. Ist doch das Ich ein existierendes Ich, so dass es sich nicht selber verneinen kann.

5. „Jetzt schließe ich meine Augen, stopfe meine Ohren zu, rufe alle Sinne zurück und *tilge* ebenfalls *alle Abbilder körperlicher Dinge* aus meinem Denken *oder erachte sie* wenigstens wegen ihres eitlen Trugs *für nichts, weil das andere schwerlich möglich ist*, indem ich aber mit mir allein spreche und mich genauer anschau, versuche ich allmählich mir selber bekannter und vertrauter zu werden.“ (AT VII 34 f)

Zu den *Abbildern körperlicher Dinge* gehört insbesondere das Bild von dem eigenen Körper, mit dem wir identifiziert sind. So ergibt sich das, was wir landläufig mit *ich* bezeichnen. Einmal muss ich sterben heißt, der Körper stirbt. Ich heißt, ich bin hier und du bist dort. Auf der körperlichen Grundlage sind wir mit weiteren Eigenschaften identifiziert, moralisch, erotisch, neurotisch zu sein und vieler Attribute mehr. Suche ich das Bild von dem Körper zu *tilgen*, so wie Descartes das meint, lebt es erst richtig auf.

„Der Intellekt...kann...die ursprüngliche Idee, ‚Ich habe E‘ einfach nicht aufgeben...solange mein Geist tatsächlich E hat. „ (K 191)

Man versuche nur, eine Minute nicht an eine schwarze Kuh zu denken. Das wäre eine gute Technik, um sich auf die Kuh zu konzentrieren. Um nicht an die Kuh zu denken, muss man sich die Kuh vorstellen, an die man nicht denken will. So ist man stets dabei, an die Kuh zu denken, an die man nicht denken will.

Tatsächlich kann man sich auf diese Weise leichter auf die Kuh konzentrieren, wie wenn man direkt an sie zu denken sucht.

Warum sollte man auch gerade an eine schwarze Kuh denken? Es gibt doch Dinge auf diesem Planeten, die anziehender sind, zum Beispiel, die Wiese, auf der die Kuh grasst, während die schöne Melkerin vorübergeht, mit Haaren, die im Winde wehen. Zu einem nahe gelegenen Fluss schreitet sie, um nun, uh, uh, darin zu baden. Da kommst du selber hinzu. Schon schwimmst du mit ihr in der Wasserflut, während die Blicke sich streicheln. In der Wiese, am Rande des Flusses gibt es mehr. Ein Lebensdrama entspinnt sich. Schließlich heiratet ihr, um euch dann, ach, wieder scheiden zu lassen.

Da erinnerst du dich. Du wolltest doch an die Kuh denken. Da lebt erneut ein Bild von der schwarzen Kuh auf. Bald sind die Gedanken wieder unterwegs. Es gibt halt Dinge auf dieser Welt, die verlockender sind als so eine schwarze Kuh. Nicht leicht ist es deshalb, gedanklich bei so einer Kuh zu verweilen.

Umgekehrt ist das einfacher. Man nimmt sich vor, auf keinen Fall an eine schwarze Kuh zu denken. Sogleich denkt man an die Kuh. Während man nicht an sie denken will, denkt man an nichts anderes. Man muss doch wissen, woran man nicht denken will. So denkt man an die Kuh, um nicht an sie zu denken.

Wie kann ich nur loskommen von der Kuh, magst du nun denken, während du weiter an die Kuh denkst. Nun gibt sie ihre Kuhfladen von sich, macht dazu noch Muh, die verflixte Kuh. Wer befreit mich von der Kuh und ihrem Muh, rufst du, damit ich nimmermehr an sie denken muss.

Das ist also eine gute Methode, um sich auf die Kuh zu konzentrieren. Der Wunsch von der Kuh loszukommen, schafft die Energie, welche die Aufmerksamkeit an die Kuh fesselt.

Das ist ähnlich bei Partnern, die voneinander loszukommen suchen. So will sie nicht mehr an ihn denken, und während sie es versucht, verfolgt er sie, in ihren Gedanken. Wenn es ihm genau so geht, werden sie sicher zusammen bleiben, geeint in dem Wunsch, sich voneinander zu trennen.

Nun versuche man, nicht an den eigenen Körper zu denken, so wie Descartes das empfiehlt. Man wird sehen, solange man es versucht, wird man an nichts anderes denken. Dabei ist uns der Körper näher als die Kuh, an die wir nicht denken wollten. Schließlich ist der Körper ein Gegenstand unseres besonderen Interesses. Besonders den Frauen geht es so. Da ist diese Falte im Gesicht, die ihr nicht gefällt, und, oh je, dieser Pickel auf der rechten Wange, die schwarzen Haare hätte sie lieber blond. Doch sonst findet sie ihn toll, ihren Körper, so ist sie toll, so meint sie. Die Männeraugen bestätigen es, wenn sie durch die

Strassen schaukelt. Und die Spiegel in dem Modeshop, die neue Kollektion, wie toll, sich darin nun zu sehen.

Nun soll sie nicht mehr an den Körper denken. So hat es Descartes verordnet. Doch während sie das Bild von dem Körper zu tilgen sucht, lebt es erst richtig auf.

So ist sie nun ganz mit diesem Bild identifiziert. Das ist das, was wir allgemein mit dem Wörtchen ich bezeichnen. Ich heißt ich hier und du dort. Das ist der Körper, der sich dem Körper gegenüberstellt. So lebt die Identifikation mit dem Körper erst richtig auf, während wir – Descartes Anweisung zufolge – das *körperliche Abbild* zu *tilgen* suchen.

Descartes geht es in diesem Falle nicht anders. Das *körperliche Abbild* wollte er *tilgen*, um zu dem körperlosen Ich aufzusteigen. Ein bloßes denkendes Ding sollte dieses sein. Der Körper ist verschwunden. Descartes hat ihn weggedacht, so meint er. Doch denken tut es noch, dieses Ich, ohne Körper und damit ohne Gehirn. Das wäre ein gehirnloses Denken also. Wie das nun aussehen soll, das sagt Descartes uns nicht. (Meine Frage: Hat Descartes das wirklich so gemeint, oder irre mich da?)

Wenn wir ich sagen, dann ist auch der Körper gemeint. Damit soll nicht gesagt werden, dass es ein anderes Ich, ein körperloses Ich nicht

gibt. Doch gelangen wir nicht dahin, indem wir das körperliche Abbild einfach wegzudenken suchen.

Descartes spricht von einem denkenden Ding. So verleiht er dem Ich, einen Ding-, einen Objektcharakter (wäre genauer zu prüfen, bin mir da nicht sicher) Er nimmt das Objekt des körperlichen Abbildes fort, um zu dem körperlosen Ding zu gelangen. Dabei bleibt das Ich als Subjekt, und da ist es körperhaft gemeint. So glauben wir es auch zu erfahren. Wenn wir ich sagen, meinen wir weiter das Ich, das hier ist, im Gegensatz, zu dem Du, dass dort ist, also das leibliche Ich. Descartes Denkakrobatik, die den Körper wegzuzaubern suchte, konnte daran nichts ändern.

Descartes meint, er sei zu dem körperlosen Ich gelangt. Doch er ist es nicht. So bleibt es bei dem ganz normalen Ich, das wir als das individuelle Ich erleben.

- „Die strikte Ich-Idee thematisiert nicht die Individualität des jeweiligen Geistes...Im Lichte dieser Idee betrachtet, sind wir ununterschieden. ...du bist ich“ (K 123). -

‚Du bist ich‘ ist die reine Geistigkeit des Ichs’. Doch schiebt sich die Individualität des Ichs’ durch die Hintertür wieder ein, zum Beispiel, in dieser Aussage Descartes:.

- „Niemals wird er“, der böse Dämon, „es zustande bringen, dass ich *nichts* bin, solange ich denke, dass ich *etwas* bin. (AT VII 36)“

Descartes sagt, dass ich *etwas* bin. Wenn ich etwas bin, dann bin ich groß oder klein, dumm oder klug, bin Schreiner, Philosoph oder Schreiberling. Das *etwas* beschreibt das individuelle Wesen mit Eigenschaften, Qualitäten, die sich an einer körperlichen Grundlage, an dem Leib festmachen. Dabei findet sich das *etwas* durch sein Gegenstück, das *nichts*, gespiegelt. So schleicht sich in Descartes reine Substanz das gewöhnliche Ich, das über die körperliche Gestalt auflebt, wieder ein.

So ist Descartes rückfällig geworden. Er wollte sich über das körpergebundene Ich erheben, in der Flucht, in dem Flug seiner Gedanken. Doch konnte ihm dies nicht gelingen. So stellt sich das ganz normale Ich durch die Hintertür wieder ein, ohne dass er es bemerkt.

Im Sinne seines denkenden Ichs müsste Descartes sagen, 1. dass ich *nicht* bin, an Stelle von *nichts* bin, 2. dass ich bin, an Stelle von dass ich *etwas* bin

„Ich bin nicht“ heißt, das existierende Ich existiert nicht. Descartes meint, dass das nicht geht. Das ist richtig. Zu sagen ich bin nicht, ist ein Widerspruch, mit und ohne bösen Dämon. So erfüllt der böse Dämon, den er einführt, keine Funktion.

Gott hätte vielleicht eine Funktion, wenn er es - in seiner Allmacht - möglich macht, dass ich gleichzeitig existiere und nicht existiere, wobei beides in einem gleichen Sinne von existieren gemeint sein soll. Doch so etwas ist in unserem Denken nicht möglich. So können wir es nicht denken. Und was wir nicht denken können, gibt es für uns nicht.

Entsprechendes gilt, wenn es Gott möglich macht, dass $2 + 3 = 6$ sind, dabei $4 + 3 = 7$ sind. So können wir wieder nicht denken. So gibt es das für uns nicht, damit auch den Gott nicht, der das bewerkstelligt.

Auch lässt sich nicht sagen, Gott gibt es, nur ist er unfassbar in seinen Möglichkeiten, wie Descartes gelegentlich meint. Mit dem Exempel $2 + 3 = 6$ wollte man doch Gott – in seinem Tun - fassbar machen, im Sinne des mathematischen Exempels. So wollte man dem unfassbaren Gott eine Fassbarkeit unterschieben, was wieder nicht geht.

Denken kann man nur einen individuellen Gegenstand, der sich von dem anderen individuellen Gegenstand unterscheidet. Doch das Ich – als Substanz – ist nicht individuell. Es meint „ich bin du“. (K 123) Es unterscheidet sich nicht. So können wir es nicht denken. Doch denken muss es Descartes. Dafür muss das Ich in irgendeiner Weise qualifiziert, durch Modi, Attribute, Eigenschaften ausgewiesen sein. Sobald ihm aber ein Attribut zugewiesen ist, findet es sich individualisiert, was nicht geschehen soll. Was macht da unser

Descartes? Nun, er weist dem Ich ein Attribut zu, das keines ist. Das ist das Denken.

Denken ist – vom Wortgebrauch her - eine Tätigkeit, keine Eigenschaft. Eigenschaften sind durch Eigenschaftswörter, nicht durch Tätigkeitswörter ausgewiesen, so in der Aussage ich bin groß, bin dumm oder fromm.

In dem Konflikt, in dem er sich befindet, weist Descartes dem Ich eine Eigenschaft zu, die keine ist. Das ist das Denken. Es fruchtet nicht, dass er dabei von einem denkenden Ich, einem denkenden Ding, spricht, denn denkend heißt im Denken begriffen sein. Auch sagt ein – durch keinen bestimmten Gedanken spezifiziertes - Denken nichts aus. So weist er das Ich aus, ohne es auszuweisen, um der Individualität zu dienen, an der er (unbewusst) festhält, um gleichzeitig der nicht individuellen Substanz zu frönen, zu der er als individuelles Ich gelangen möchte.

„...indem ich...mit mir allein spreche und mich genauer anschau, versuche ich allmählich mir selber bekannter und vertrauter zu werden.“ (AT VII 34 f)

Wer spricht da mit wem? Ich bin nur einer. Doch rede ich mit mir. So versuche ich mich zu einem anderen zu machen, was nicht geht. Das Subjekt versucht sich zu einem Objekt zu machen, was nicht funktionieren kann. Hier wird es interessant. In der mir bekannten

Literatur fand ich den Punkt nicht thematisiert. Stattdessen ergeht man sich in Theorien des Selbstbewusstseins. Selbstbewusst meint im Deutschen selbstsicher, self-conscious meint gehemmt. So ist „Selbstbewusstsein...ein philosophischer Kunstausdruck“ (Ernst Tugendhat, Selbstbewusstsein und Selbstbestimmung, Suhrkamp, S. 12)

Manfred Frank spricht von dem „Reflexionsmodell des Selbstbewusstseins“ (Selbstbewusstseinstheorien von Fichte bis Sartre, Suhrkamp, S. 435) In dem Modell sucht man das Subjekt begrifflich auszuweisen, wobei man es zu einem Objekt macht. So verliert man das Subjekt, um das es doch geht. Man muss zu dem Subjekt zurückgelangen, um dieses erneut – als Objekt – der Erkenntnis zugänglich zu machen. Je nach Betrachtungsweise bewegt man sich in einem infiniten Regress oder einem Zirkel. So kommt Frank zu dem Ergebnis, dass das „Modell falsch“ ist (S. 448, a.a.O.)

Dabei wiederholt das Modell lediglich auf begrifflicher Ebene, was der Mensch als ich auf psychischer Ebene zu vollbringen sucht. Da ist er bemüht, das Subjekt zu einem Objekt zu machen, indem er mit sich selber spricht. Doch kann das Subjekt nicht zu einem Objekt werden. Dennoch versucht es der Mensch, indem er gleichzeitig das sprechende Subjekt und das hörende Objekt sein möchte. So geht das, während man mit sich selber redet. Einige tun es sogar laut auf der

Strasse. Da reden sie nun für alle hörbar mit sich selber wie mit einer zweiten Person.

Mit unserem Urteil sind wir meist schnell zur Stelle. So sagen wir, wer so mit sich selber redet, der ist verrückt. Wir vergessen, dass wir das gleiche tun, zwar nicht laut, doch immerhin leise. Doch ob laut oder leise, immer handelt es sich um ein Selbstgespräch, in dem wir uns zu einer zweiten Person zu machen suchen, um mit dieser zu reden. Doch kann das nicht gelingen. Da sind nicht zwei, da ist nur einer. Das Subjekt sucht sich zu einem Objekt, einem Gegenüber zu machen, was nicht geht.

Eine seelische Situation ist das, welche sich in dem Reflexionsmodell auf begrifflicher Ebene gespiegelt findet. So ist das Modell ein getreuer Spiegel unserer seelischen Verfassung. In dem Sinne ist das Modell nicht falsch, das Ich ist falsch.

Betrachten wir das Ich genauer. Wir sehen das Ich allgemein als etwas Statisches, das Ursache unserer Gedanken, unserer Handlungen ist. Doch ist da ein gleiches Ich, das geht, das denkt? Wir erleben uns doch anders, wenn wir tiefsinnigen Gedanken nachspüren, wenn wir durch den Wald laufen oder gehen. Nun, Spaziergänge können Gedankengänge sein. Doch denkt man anders, wenn man geht, wenn man sitzt. Auch bei Descartes ist das so. Zwar zweifelt er an dem „ich atme“, an dem „ich gehe“. Diese hängen ja mit dem Körper zusammen, von dem er loszukommen sucht. Doch waren seine

Zweifel auf die Studierstube beschränkt. So waren sie Studierstubenzweifel. Im wirklichen Leben, in dem man atmet und geht, ging er nicht anders, als wir alle gehen. So ging es ihm auch nicht anders als es uns allen geht.

Im Lateinischen heißt es cogito, so dass das Ich sprachlich in dem Denken aufgeht. Vielleicht kann sich der Leser an Zeiten erinnern, wo er ganz im Denken versunken war. Da war nicht das Ich hier, ein zu bewältigender Denkstoff dort, auf einem Papier vor den angestregten Augen. Da war kein Ich, da war nur Denken, das wie von selber geschah, aus einer Mitte gleichsam, die nirgendwo zu finden ist.

Doch Descartes macht aus dem cogito ein ego cogito, um den Bestand des ego zu sichern, das er braucht, um seine Evidenz, die unmittelbare Einsicht des „Ich bin“ abzustützen.

Man sagt, ich denke, je pense, I think. So suggeriert unsere Sprache, dass da ein Ich ist, welches die Gedanken hervorbringt. Doch die Gedanken kommen und gehen. Will man willentlich einen Gedanken hervorbringen, so muss man den Gedanken gekannt haben, den man hervorbringen will. Sonst wüsste man ja nicht, was da hervorgebracht werden soll. Der Gedanke muss also bereits hervorgebracht sein. So ist da kein Ich, das ihn hervorbringt.

So sagt das Englische: It occurs to me, das Deutsche: da kommt mir ein Gedanke. Sinnvoller noch wäre es zu sagen es denkt, so wie es blitzt und regnet.

Doch wir sagen ich denke. Dabei meinen wir, dass da ein Ich ist, welches den Denkvorgang verursacht. Doch ist da kein Ich, welches ursächlich für die Gedanken ist, die sich artikulieren.

5. Descartes will – in einem seiner vielfältigen Ansätze - über das „Ich denke“ zu dem „Ich bin“ gelangen. Dabei soll das „Ich bin“ eine unmittelbare Einsicht sein. Doch ist Denken, wie immer es geartet sein mag, mittelbarer Natur. So kann es nicht zu der unmittelbaren Einsicht führen. Umgekehrt erhebt sich die unmittelbare Einsicht über das Mittel des Denkens, eben weil sie unmittelbarer Natur ist.

Descartes will alles, was dem Zweifel unterworfen ist, ausscheiden, bis nur das übrig bleibt, was unzweifelbar ist. Dabei soll sich das „Ich bin“ aus einer unmittelbaren Einsicht ergeben. Ist es aber unmittelbar einsichtig, so bedarf es keines Mittels, um die Einsicht zugänglich zu machen.

Hier ein Beispiel Descartes, das seinen radikalen Zweifel rechtfertigen soll: Jemand, so schreibt er, hat einen Korb voller Äpfel. All die Äpfel, die faul sind, sortiert er aus, damit nicht die gesunden Äpfel angesteckt werden. (AT VII, 481) So sollen auch wir bei all unseren Überzeugungen schauen, ob es sich nicht um eine faule, eine

fehlerhafte Ansicht handelt, welche die anderen Meinungen anstecken könnte.

Das Beispiel passt für all unsere Reflektionen, Denkergebnisse, da diese miteinander vernetzt sind. Da kann sich ein fehlerhafter Gedanke auf den nächsten Gedanken niedergeschlagen, um sich so über das Gedankennetz auszubreiten. So mag es sinnvoll sein, einen jeden Gedanken auf seine Stichhaltigkeit zu prüfen.

Zu Denkergebnissen gelangt man im Wege der Reflektion, eines linearen Denkens. Das eine führt zu dem anderen, wobei sich Denkfehler einstellen können, die sich in das Gedankennetz fortsetzen.

Die unmittelbare Einsicht dagegen ist uns kraft Intuition gegeben. Ein Fehler ist nicht möglich, sonst wäre es keine selbstevidente, unmittelbare Einsicht. Fehler stellen sich in den Gründen da. Doch die selbstevidente Einsicht bedarf keiner weiteren Begründung. So ist ein Fehler ausgeschlossen, soll die Einsicht wirklich selbstevident sein. Unmittelbare Einsicht und Reflektion sind von unterschiedlicher Qualität. So kann die Reflektion die Intuition nicht berühren.

Faule Äpfel und gesunde Äpfel sind jedoch von der gleichen Qualität Apfel, so dass das Beispiel nicht fruchten will.

Angemessen wäre ein Beispiel, in dem Qualitäten auftauchen, die einander nicht tangieren. Das könnte so aussehen. Der Füllraum des Korbes ist mit Äpfeln angefüllt. Dass es sich dabei um einen Raum handelt, ist unmittelbar einsichtig. Das bedarf keiner weiteren Prüfung. Der Raum bleibt, was er ist, gleich ob sich nichts oder etwas in dem Korb befindet, gesunde, faule Äpfel oder sonst irgendetwas. Ich muss nicht den einzelnen Apfel prüfen, ob er faul oder gesund ist, um zu der Gewissheit des Raums zu gelangen. Descartes muss nicht einzelne Denkergebnisse prüfen, um zu einer selbstevidenten Einsicht zu gelangen.

Doch nimmt er die Prüfung vor, um alles irgendwie Zweifelhafte auszuschalten. Was bleibt, ist Descartes Ich als Ergebnis seiner Zweifelsmethode.

Ist das Ich aber selbstevident, so bedarf es keiner Methode, einer Zweifelsmethode oder einer anderen, um zu dem Ich zu gelangen. Muss man sich aber einer Methode bedienen, um das Ich zu erschließen, so handelt es sich nicht um ein selbstevidentes Ich.

Wenn wir ich zu uns sagen, dann können wir dieses Ich mit Qualitäten belegen, wenn man uns danach fragt. So kann man sagen, ich bin anerkannt, verspottet, überlegen, minderwertig. Dabei ändern sich diese Qualitäten, mit denen wir uns identifizieren, mitunter sehr schnell. Doch bleibt auch etwas gleich. Sonst könnten wir nicht stets ich zu uns sagen. So ist da die Empfindung ich bin hier und der

andere, die (Aussen)welt ist dort. Die Empfindung bleibt, auch wenn wir den Körper wegzudenken suchen. Wir sahen bereits, das geht so nicht. Auch Descartes gelingt das nicht. Das Ergebnis ist der Konflikt, in dem er sich fortan befindet. So gelangt er zu einem nicht individuellen Ich, das individuell ist, einer unmittelbaren Einsicht, die vermittelt werden muss.

Dabei ist das gewöhnliche Ich problematisch. So kann man sich fragen, wie kann etwas gleich und doch als verschieden erlebt werden? Hier müsste man mit der Reflektionen ansetzen.

Doch „Descartes scheint der Auffassung zu sein, dass Philosophie nicht dazu taugt, diesen undeutlichen Begriff des Ichs zu verstehen“ (K 121/122) Doch ist es das einzige, das uns zunächst gegeben ist. So können wir nur hier beginnen.

Descartes aber passt dieses Ich nicht. Und was macht er da? Nun, er ignoriert einfach das Ich, das ihm gegeben ist, um sich ein eignes Ich zurechtzuschneiden, so wie es in seine Philosophie passt. Doch bleibt er dem gewöhnlichen Ich verhaftet.

Da sind die: „(1) Reine Geistigkeit des Ichs, (2) Substantialität des Ichs, (3) Individualität des Ichs, (4) Solipsismus als Methode zur Gewinnung des rein Geistigen‘. Vieles spricht dafür, dass dies Viergespann einfach nicht zusammengeht...Descartes hat, so spekuliere ich, diesen Konflikt immer gespürt und schillert zwischen

dem Verzicht auf (3) in der Zweiten Meditation und dem Verzicht auf (1) und (2) in der Sechsten Meditation und manchen seiner Briefe“ (K 117)

Um zu dem Unzweifelbaren zu gelangen, bezweifelt Descartes alles, was sich seinen Sinnen bietet, bis schließlich nichts mehr bleibt. Auch der eigene Körper soll nicht mehr da sein.

Die Sinne können uns in allem täuschen, meint Descartes. So sehen, zum Beispiel, Dinge, aus der Ferne betrachtet, kleiner aus, wie wenn ich sie direkt vor mir habe. So wird ein Mensch, der sich von mir fortbewegt, zunehmend kleiner in meiner Sicht der Dinge. Da meint Descartes, dass meine Sinne mich getäuscht haben.

Täuschen ist keine Kategorie der Sinne. Es ist eine Kategorie des Verstandes. So haben wir uns in dem genannten Beispiel nicht getäuscht. Wir sind uns nämlich ganz sicher, dass der sich entfernende Mensch seine Größe nicht verändert. Die Sinne täuschen mich nicht, weil ich mich nicht täuschen lasse. Der Verstand bildet gegenüber den Sinnen das notwendige Korrektiv, was Descartes nicht berücksichtigt, um mit seiner Zweifelsmethode zu dem gewünschten Ergebnis zu gelangen.

So zweifelt Descartes, bis alle sinnlichen Erscheinungen für ihn entschwunden sind. Dabei müssten wir heute – im Sinne seiner Zweifelsmethode - viel radikaler zweifeln, wenn wir die Erkenntnisse

der modernen Physik einbeziehen. Materie ist manifestierte Energie. Der physische Körper besteht aus Quanten, die keine Materie sind. So ist da auf Quantenebenen nicht die *res extensa*, die Descartes postuliert. Da ist keine Ausdehnung im Raum.

6. Ich sagte, man kann nicht über das Mittel des Denkens zu einer Evidenz gelangen, die unmittelbar ist. Descartes meint dennoch, dass dies geht. So gelangt er zu einer vermittelten Unmittelbarkeit, die es nicht gibt.

Dabei will er – nun in umgekehrter Richtung - über seine Evidenz zu weiterer Gewissheit gelangen. Entweder die weitere Gewissheit ist evident, dann braucht sie keine andere Evidenz, um als solche ausgewiesen zu sein. Oder sie ist mittelbarer Art, dann kann sie sich auf keine unmittelbare Einsicht stellen. Es handelt sich um zwei Qualitäten, die sich nicht aneinander messen, so wenig wie man das Gewicht eines Sacks von Kartoffeln mit dem Metermass ermitteln kann. Weniger noch, das Metermass ist gegenständlich, der Sack mit Kartoffeln ist es auch. Das Unmittelbare, die Evidenz ist – im Gegensatz zu dem Mittelbaren - nicht gegenständlicher Art.

Die Aussage ich bin, existiere, lebe ist aussageleer. So hebt sich die Aussage an sich selber auf. So ist da nichts, das bleibt. Nichts ist da, auf das sich ein Wissen gründen ließe

Wie ist das nun mit der Gewissheit des Zweifels?

Wie ist das nun mit dem „Ich bin“? Wir sahen, dass das Ich bereits ein existierendes Ich ist. Die Feststellung „ich bin“ gibt vor, etwa auszusagen; doch sagt sie tatsächlich nichts aus, da das „bin“ bereits mit dem Ich festgestellt ist. „ich bin“ ist ein grammatikalisch korrekter Satz. Doch handelt es sich inhaltlich um einen Unsinnssatz, da er keine sinnvolle Aussage enthält. So verhält es sich in dem allgemeinen gesellschaftlichen Diskurs. Anders ist das, wenn das Sätzchen als Teil des Discours auftaucht, den Descartes präsentiert. Nun erhalten die zwei Wörtchen ihre philosophische Weihe. So fragt man nach dem singulären Sinn, der besonderen Aussage, die hinter allem steht. Nun, besonders an der Aussage ist, dass diese keine Aussage ist. Doch sieht man das nicht, in dem verklärten Licht, in welchem das „Ich bin“ seine Schleier webt.

Richtig betrachtet, findet sich in dem „Ich bin“ nur die Grammatik der Sprache bestätigt. Ein „bin“, ein „ist“ allein macht keinen Satz. Das „bin“ verlangt nach dem Ich, das ist. Das Ich, für sich genommen, ist ebenfalls kein Satz. Es verlangt nach dem bin, um sich in einem Satz zu vollenden. „Je“ lebt mit dem „suis“, „suis“ lebt mit dem „je“ in dem „je suis“, das sich in die Grammatik der französischen Sprache fügt, über die Descartes nicht hinausgelangt. Dabei schreibt er weitgehend auf Latein, in dem wir ein einfaches sum haben. So heißt es bei ihm cogito, ergo sum. Doch während Descartes lateinisch

schreibt, denkt er französisch, um aus dem sum ein ego zu lösen, das er neben das sum stellt.

„Descartes scheint der Auffassung zu sein, dass Philosophie nicht dazu taugt, diesen undeutlichen Begriff des Ichs zu verstehen“ (K 121/122) G

Gemeint ist das Ich des täglichen Sprachgebrauchs. Es ist das einzige, das uns zunächst gegeben ist. So können wir nur hier beginnen. Also, was ist dieses Ich, so wie wir es in unserem täglichen Sprachgebrauch verwenden?

Meine Ausführungen zu dem Thema befinden sich auf www.satsa.de, link: Texte, welche das Ich des gewöhnlichen Sprachgebrauchs als eine Illusion zu enthüllen suchen. Schwindet die Illusion dahin, bleibt das wahre Ich oder Selbst. Dabei geht eine östliche Philosophie ohne weiteres von der Illusion des Ichs aus. Doch gezeigt hat sie nicht, worin die Illusion des Ichs eigentlich begründet liegt. Drei von mir verfasste Titel wollten die Lücke schließen.